

BUCH-KRITIK

David Wainwright: Broadwood by Appointment. A History.

Quiller Press London, 1982, 360 Seiten, zahlr. Abbildungen (ISBN 0 907621 10 4)

Wainwrights Buch beschäftigt sich mit dem geschichtlichen, und das heißt in diesem Falle zum kleineren Teil instrumentenbaulichen, zum größeren Teil jedoch ökonomischen und familienpolitischen Weg derjenigen Klavierbaufirma, die am längsten von allen existierte. Im Rahmen von zehn Kapiteln wird die Geschichte des Hauses Broadwood, dem bekanntlich schon Beethoven verbunden war, ausführlich, manches Mal sogar bis an den Rand der Schwatzhafigkeit, nachgegangen: beginnend mit der Werkstatt von Tschudi im Jahre 1728 und endend mit dem Jahre 1980. Hierbei wird jedoch in eigenartigen Windungen dem Leser zu suggerieren versucht, als gäbe es heute noch eine aktiv Neues verfertigende Firma Broadwood, was allerdings nicht der Fall ist.

Es spricht für sich die Tatsache, daß das Buch einer genialen Instrumentenbauerfamilie, die musikalische Weltgeschichte gemacht hat, von wunderbaren, zu ihrer Zeit geradezu gewaltigen Instrumenten handelt. Wainwright hat eine enorme Materialsammlung bisher unveröffentlichter Dokumente zusammengetragen und ausgewertet, die nicht nur die Größe des Broadwood-Imperiums in vergangener Zeit – d.h. vor dem ersten Weltkrieg – demonstriert, sondern auch ein Stück Kulturgeschichte. Somit reicht das Buch weit über den Namen Broadwood hinaus und wird zu einem ausgezeichnet lesbaren, häufig sogar amüsanten Kompendium eines Familienunternehmens, das immerhin 252 Jahre bestand.

Wichtig sind nicht nur die zahlreichen Fotos, sondern auch der Familienstammbaum, ein leider nur sechs Seiten langer technischer Anhang und eine vorseitige Bibliographie, wo-

bei im Inhaltsverzeichnis versehentlich vergessen wurde, das für unsere Zeitschrift nicht uninteressante Kapitel „recordings“ aufzulisten, bei denen Broadwood-Instrumente (und zwar historische) Benutzung fanden. Insgesamt ein fleißig erarbeitetes Buch, das in seiner königstreuen Coda (Broadwoods anscheinend letzte Tat: ein Kleinklavier mit der Typenbezeichnung „Buckingham“) vergeblich versucht, Prestige aus goldenen Times in unsere Tage herüberzuretten. Aber was davor steht, ist gut. *Knut Franke*



Dési Halban: Selma Kurz – Die Sängerin und ihre Zeit.

Belser Verlag, Stuttgart/Zürich 1983, 224 S., 133 Abb., 78 DM

Im Januar 1926 schrieb Hugo von Hofmannsthal – unter Bezugnahme auf das Musikprogramm zur Eröffnung der österreichischen Rundfunkanstalt – an Selma Kurz: „Eben haben wir, hier in unserem Zimmer sitzend, Ihre Stimme, die schönste die uns je im Leben zu hören vergönnt war und vergönnt sein wird, mit der wundervollsten Reinheit gehört und waren tief bewegt, als wir die Hörer weglegten.“ Ja, noch heute ist der Ruhm der Sopranistin Selma Kurz (1874-1933) ebensowenig verblaßt wie die von Gustav Mahler ge-

prägte Epoche der Wiener Hofoper, der diese Sängerin angehörte. Gewiß zählt sie zu den Primadonnen von ehemals, wobei sie sich dem dominierenden Reformgeist Mahlers nicht immer fügen mochte. Im nachhinein jedenfalls fällt die Beurteilung ihrer komplexen Persönlichkeit gar nicht leicht.

Zu guter Stunde kommt deshalb die Neuveröffentlichung dieses Erinnerungsbandes, der – unter Mitarbeit von Ursula Ebbens – aus einem äußerst umfangreichen Material heraus (Briefe, Programme, Presseberichte, Kritiken und sonstige Dokumente) von Dési Halban, der Tochter der Künstlerin, zusammengestellt und kommentiert wurde.

Eine Anzahl von hier erstmals mitgeteilten Briefen belegen das Faktum einer offenbar tiefen Zuneigung Mahlers zu Selma Kurz (1900); sie aber war denn doch nicht bereit, ihre eben beginnende Sänger-Karriere seinetwillen aufzugeben. In ihrer im Dezember 1910 geschlossenen Ehe mit dem bedeutenden Wiener Arzt, Prof. Josef Halban, ist ihr dann das volle Glück zuteil geworden. Die zahlreichen, ins Buch eingestreuten Selbstzeugnisse der Selma Kurz machen zudem einen inneren Reifeprozess deutlich, der sich mit dem Etikett „Primadonna“ einfach nicht erfassen läßt. Hier ist nicht der Raum, die spezifischen Eigenschaften ihres Koloratursoprans zu analysieren oder ihr Repertoire kritisch zu durchleuchten, das im ersten Frankfurter Engagement seltsamerweise mit der Elisabeth („Tannhäuser“) und der Carmen beginnt. Wie beträchtlich es war, zeigt die Liste im Anhang, in der neben bekannten auch halb vergessene Opern auftauchen. Eigenhändige Dankesbekundungen empfing sie u.a. von Massenet (Manon), Puccini (Mimi) und nicht zuletzt von Richard Strauss (Sophie und Zerbinetta). Von den vielen berühmten Partnern, mit denen sie gemeinsam auf der Bühne stand, seien zumindest Leo Slezak und Enrico Caruso genannt. Demgegenüber sind ihre reinen Liederabende, die sie hin und wieder veranstaltete, im Grunde eher

episodisch zu werten. Trotz der immer wieder ausbrechenden Konflikte mit der Wiener Opernadministration, trotz der mannigfachen Gastverpflichtungen ins Ausland, ist sie doch seit Herbst 1899 der österreichischen Metropole treu geblieben. Schon früh von befähigten Gesangslehrern gefördert und von guten Freunden

PRAKTISCH UND INFORMATIV!

Das Presse-Taschenbuch Kultur und Kunst, Ausgabe 1983/84 (Kroll-Verlag) – ein unentbehrliches Namens- und Adressennachschlagewerk für alle, die im Bereich der Kunst- und Kulturmedien arbeiten. (405 S., Dünnendruckpapier, DIN A6-Format, PVC-Einband, 29,40 DM. Zu beziehen über BEMA-Buchvertrieb, 8031 Seefeld/Obb., Postfach 1107).

jederzeit umsorgt, hatte sie in Wien längst Wurzeln geschlagen: Wurzeln freilich, die nicht so sehr im Ensembledanken verankert waren als vielmehr in der gerade für Wien möglichen Freizügigkeit des Opernstars. Wer zusätzlich etwas über den Menschen Selma Kurz erfahren möchte, der ist mit dieser Dokumentar-Biographie ihrer Tochter aufs beste bedient. Ungezählte Bildbeigaben, Faksimiles sowie Bemerkungen zur Discographie haben dann noch weitere Pluspunkte zu bieten.

Werner Bollert

Jack Brymer: Die Klarinette. (Yehudi Menuhins Musikführer)

Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt 1983, 265 S., zahlr. Fotos, Abb. und Notenbeispiele, 16,80 DM

Nach Oskar Krolls führender Klarinettenmonographie trifft die Neuerscheinung des prominenten Londoner Bläusersolisten Jack Brymer für angehen-



de Künstler, Holzblasfachmänner und -fachdamen jetzt ins Schwarze. Als erfahrener Pult- und Podiumsstar lüftet der Stimmführer des London Symphony Orchestra so manches Spielgeheimnis und erweist sich darüber hinaus als ausnehmend gut informiert in allen Fragen der geschichtlichen Entwicklung des Instrumentes, seiner Konstruktionsprobleme und – selbstredend – der Klarinettenpraxis im umfassendsten Sinne des Wortes. Nun, kein Instrumentalist wird auf ein solches Fachwissen verzichten wollen, aber es muß sich erst einmal ein kompetenter Praktiker finden, der das Thema anschaulich, übersichtlich und verständlich anzupacken weiß. So gesehen, erfüllen die sechs Abschnitte des Buches nicht nur manche Erwartungshaltung, sondern sie sind um eine knapp und treffend wertende Repertoire-Übersicht, um Fachliteratur-Hinweise (unter denen Krolls Standardwerk gebührend hervorgehoben wird) und um eine Discographie – ein besonderes Wagnis in unserer schnelllebigen Zeit – bereichert. Die Informationspeiler: Die moderne Klarinette – Geschichte und Entwicklung – Akustische Merkmale – Instrumentenpflege – Künstlerische Fragen – Unterricht und Studium. Doch Vorsicht: den Trick eines Zauberkünstlers zu kennen heißt noch lange nicht, durch Nachahmung die gleiche Wirkung zu erzielen.

Die Lektüre ist alles andere als „bequem“. Das hängt nicht zuletzt mit dem enormen Erfahrungsschatz des seit über 36 Jahren zur Solisten-Elite zählenden Meisters und mit seinem bläserischen Selbstanspruch zusammen, der jeden Klarinetten seiner Güte in auffälliger Weise prägt. Der Leser ist daher gut beraten, wenn er dem „dornigen Weg“ (Seite 149) des Autors mit einiger Gelassenheit folgt. Immerhin verdichtet sich die Vielfalt der instrumentalen Details (Mundstück, Blatt, Bohrung, Klappen) in der Kombination mit der Tonbildung, Intonation, Atemtechnik, Zungenarbeit und Artikulation zu einem regelrechten Gestrüpp von Erfolgsbarrieren. Das darf nicht frustrieren, sondern soll zur bläserischen Qualität animieren. Da das Werk aus englischer Feder stammt, sind für das Kapitel über die erforderlichen Hilfsgriffe die Anhänger des Boehm-Systems im Vorteil. Für alle Benutzer ist es erfreulich, daß das preiswerte Handbuch nicht mit instruktiven Abbildungen, Fotos und Notenbeispielen geizt. Ein bißchen verblüfft ist man nur über die Werbung im Anhang für die kostspieligere Originalausgabe des gleichen Titels im Leinenpappband der Edition Sven Erik Bergh (1978), obgleich die Taschenbuch-Lizenzausgabe keinerlei Abstriche am Inhalt macht und sich durch einen sauberen Druck und eine gute Papierqualität auszeichnet.

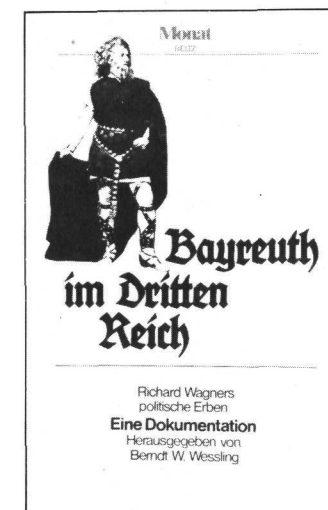
Gerhard Pätzig

Bayreuth im dritten Reich, Richard Wagners politische Erben. Eine Dokumentation. Hg. von B. W. Wessling.

Beltz Verlag (Edition Monat), Weinheim 1983, 336 S., 29,80 DM

Da bewarb sich 1938 beim Amt Deutsches Volksbildungswerk ein knapp Siebzigjähriger um Mitarbeit, der „Schriftleiter“ Josef Cerny, ausgewiesen nicht nur durch das Pseudonym „Stolzinger“, sondern auch durch

eine bereits 1920 erschienene Schrift mit dem Titel „Aus arischer Weltanschauung zu deutscher Wiedergeburt“. Er reichte als Arbeitsprobe das Vortragsmanuskript „Wagner, der Nationalsozialist“ ein, und die Hauptstelle Musik beim Amt Rosenberg hatte seine Brauchbarkeit zu begutachten. Dies war einer der vielen Fälle eines musikpolitischen Wahns, dem Richard Wagner Pate stand –



ob er gewollt und so gewollt hätte, mag diskutieren, wer genug Muße hat: Immerhin ist ein später geborener Wagner als SS-Hauptsturmführer im Stabe des Reichsführers-SS Heinrich Himmler durchaus vorstellbar; die Großen des NS-Staats umgaben sich gern mit berühmten Künstlern.

Mit Wagner befreundeten sie sich posthum und ließen ihn „im Geiste mitmarschieren“. Wie das geschehen konnte? Berndt W. Wessling hat es – und da war eine Lücke zu füllen – überzeugend dokumentiert, und dieses Buch, ein Paperback des Beltz-Verlages, macht seinem Titel „Bayreuth im Dritten Reich, Richard Wagners politische Erben“ alle Ehre. Nicht daß es vollständig wäre. Hitlers Herrschaft hat eine ganze Flut von Beweismaterial dafür hervorgebracht, wie sehr die Politiker und Ideologen, allesamt verkrachte Existenzen, eines weltberühmten Kronzeugen bedurften, und warum sie gerade diesen Kronzeugen besonders gut benutzen konnten. Es ist eine erschütternde Lektüre

von Dummheit und Halbbildung, dennoch Pflichtlektüre für die Nachgeborenen. Klar, daß es Wessling überhaupt nicht darum geht, mit seiner Sammlung Verständnis zu wecken für die historische Fälligkeit dieser unheiligen Allianz zwischen den braunen Funktionären und ihrem Kultidol. Er will das Tribunal und das Urteil – und hängt dann als Epilog der Dokumentation noch das Satyrspiel hintendran, das Fehlurteil nämlich, den kompletten Urteilstext der Berufungskammer Ansbach, mit dem Winifred Wagner als „Minderbelastete“ siegreich aus der Entnazifizierungsfarce hervorging. Richards geheime Verführungskraft war auch 1947 noch verlässlich.

Über Tote soll man nichts Böses sagen, lehrt ein lateinischer Sinnspruch. Wessling ist ein Heutiger, der keine rächenden Geister zu fürchten braucht. Er sagt nicht nur Böses, wenn es die Wahrheit ist, er läßt die Toten ihre eigene böse Wahrheit aussprechen, und so wirkt dann das Buch eher durch die Dokumente als durch des Herausgebers ebenso knappen wie zornigen Kommentar über „Richard Wagners Antisemitismus und die Folgen“. Wichtig ist, daß er die Entwicklung nicht als Schicksal sieht, sondern als Effekt der unermüdeten Wühlarbeit der „Helferliche“, und hier nennt er Namen, nicht in denunziatorischer Absicht, sondern um klarzumachen, daß es auch hier „Männer“ waren, „die Geschichte“ machten. Allerdings führt – ganz selten – das Bedürfnis nach Urteil zu kleinen Unschärfen. Daß etwa Furtwängler 1935 auf dem „Reichsparteitag“ in Nürnberg dirigierte, ist so nicht richtig; er dirigierte am Tag der Eröffnung dieses Parteikongresses eine Festaufführung der „Meistersinger“ im Opernhaus, durchaus eine eigene Veranstaltung des Theaters, wenn auch abonniert von brauner „Elite“.

Ein Buch, das die Wagner-Diskussion weiterbringt, weil es ideologische Schleichwege offenlegt, und vielversprechend insofern, als es weitere Offenbarungen nach sich ziehen wird. *Fred K. Prieberg*